

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 110.

Freitag, 1. Mai.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ein kleines Klirren wurde vernehmbar: die kleine Bronzemünze war aus ihres Vaters Hand auf den Boden gerollt. Hatte seine Hand doch gezittert?

Sie bückte sich eilig. Als sie dabei an seinen Kopf stieß, lachte sie leicht auf. Dann umfingen ihre Hände Reinhagens Wangen und sie küßte ihn wieder. Sie konnte nicht anders.

„Ob du willst oder nicht —“, sagte sie dabei, weinend vor Glück und Zärtlichkeit. Dann sprang sie auf und rannte hinaus, wie beschämt. Sie vergaß ganz die Münze.

Als sie die Treppe zur Halle zur Hälfte hinunter gelaufen war, blieb sie plötzlich stehen, beide Hände jäh an die Brust gepreßt.

Unten stand Georg Dollingen und seine Augen flecten ihr entgegen.

Ihre Knie begannen zu zittern, als sie ihn betrachtete. Mein Gott, wie blaß sah er aus! Wie zerwühlt war sein Gesicht!

Es dauerte lange, unendlich lange, bis er sprach. „Verzeihung, ich komme nur . . ., ich komme . . ., aber können wir das nicht wo anders besprechen?“

Sie nickte nur, zu keinem Worte fähig, und ging, langsam, sich am Geländer haltend, die Treppe hinab, dann dicht an ihm vorüber, zum nächsten Zimmer, dessen Tür sie öffnete. Es war das japanische Zimmer, wo damals Vorbed auf sie eingesprochen hatte.

Als ihr Kleid ihn streifte, schoß ein glühendes Rot in sein Gesicht, und er folgte ihr nach kurzem Zögern, als bereue er, nun mit ihr allein zu sein.

Sie blieb mitten im Zimmer stehen, die Hand auf den Teetisch stützend. Warum schwieg er noch immer?

Sein Kopf war gesenkt, als er endlich begann. „Ich hätte nicht gedacht, daß wir uns noch einmal wiedersehen würden . . ., daß wir uns hier wiedersehen würden . . ., aber ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen und Ihrem Herrn Vater gegenüber . . .“

„Pflicht?“ unterbrach sie ihn mit zuckenden Lippen. „Nur Pflicht?“

Seine Hand machte eine bittende Gebärde: mach' es mir nicht noch schwerer, als es ist!

„Sie haben für mich getan“, fuhr seine rauhe, des Redens entwöhnte Stimme fort, „was kein anderer Mensch für mich getan hätte — und wahrscheinlich noch mehr, als ich weiß. Sie sind die Einzige gewesen, die an mich geglaubt hat, in dieser grauenvollen Zeit. Ich werde immer Ihr Schuldner bleiben . . ., ich will Ihrer dankbar noch in meiner letzten Stunde gedenken, auch wenn sie viel später kommt, als ich es hoffe, als ich es inbrünstig hoffe . . .“

Ihr Ohr fing seine Worte nicht auf; sie sah nur immer sein zerquältes Gesicht, in dem tiefstes Leid seine Spur gegraben hatte. Was sollten ihr da seine „russischen“ Gedanken! Helfen wollte sie ihm: ihr Blut zog sie zu ihm.

Aber, fuhr Georg Dollingen dunkel fort, „Sie werden begreifen, daß ich nur hierher kommen konnte, um Abschied zu nehmen . . .“

„Abschied?“ wiederholte sie erregt, bereit, zu ihm zu gehen und ihn zu halten.

„Es muß sein. Das begreifen Sie doch? Als ich Sie noch unter dem anderen Namen kannte, unter den anderen Bedingungen, da hatte ich eine wahnsinnige schöne Hoffnung . . . aber nun ist so viel in mir zerstört worden . . ., ich bin nur noch ein Fragment meines einstigen Wesens . . . und Sie dagegen . . .“ Sein Blick irrte, ohne sie zu treffen, über den Reichtum des Zimmers, diese erlesenen Kostbarkeiten, die doch nur ein kleiner Bruchteil vom Hause Reinhagen waren. Seine Stimme wurde fester: „Es ist zuviel zwischen uns, als daß ich mir dessen nicht bewußt werden müßte, auch wenn ich nicht sehen wollte. Sie stehen so hoch über mir.“

Unsinn! — dachte Jutta, aber sie biß sich auf die Lippen. Sie sah, daß er wund war und verzweifelt. Sie sah aber auch, daß aus jedem seiner verzweifeltsten Worte seine Liebe sprach, seine hehnfüchtige, herbe Mannesliebe. Langsam fühlte sie sich erstarren: er gehörte genau so zu ihr wie sie zu ihm. Nie hatten zwei Menschen so zueinander gestrebt.

Er sprach weiter in einem Sturzbad von Worten, immer neue Gründe für diesen Abschied angehend — und jeder neue Grund war nur ein Beweis mehr dafür, wie unlösbar er mit ihr verbunden war. „Sie werden begreifen —.“ Er schloß unermittelt mit diesem Wort, das er am häufigsten gebrauchte.

Jutta lächelte unter Tränen, als sie endlich entgegnete: „Nein, ich begreife nichts von alledem. Ich kann Ihrem Gedankengang gar nicht folgen. Sie stellen mich ja viel zu hoch. Als Johanna Reichert — Sie müssen mir die Verkleidung schon verzeihen —“

„O, verzeihen!“, wehrte er ab.

„— oder als Jutta Reinhagen — ich bin ein Mädchen, weiter nichts! Aber da ist doch noch eins: der Neubau, Sie haben den Brief meines Vaters noch bekommen?“

„Ja, und er hat mich anfangs sehr froh gemacht.“

„Anfangs?“, forschte sie angstvoll. Sie hatte geglaubt, damit die Brücke gefunden zu haben. Seine Arbeit — die mußte ihn doch halten. Wie hatte er doch damals, in dem Kaffeehaus der Leipziger Straße, gestrahlt, als er die Möglichkeit sah, daß seine Pläne Gestalt gewinnen konnten! Warum richtete ihn jetzt nicht der Gedanke auf, wo die Verwirklichung sicher war?

„Ich kann die Arbeit nicht übernehmen“, sagte er mit Anstrengung.

„Warum nicht?“

„Sie ist mir nicht wegen meines Könnens übertragen worden —“

„O, wenn es das ist!“, rief sie lebhaft. „Aber mein Vater hat sich selber dafür entschieden, ohne vorher ein Wort darüber mit mir zu sprechen. Erst vor wenigen Minuten erfuhr ich davon. Ich schwöre es Ihnen, und Sie werden mir doch glauben?“

„Ich kann es dennoch nicht“, antwortete er gequält. „Sie werden begreifen . . .“ Und er setzte leise hinzu: „Lassen Sie mich gehen!“

Da begriff sie, daß er ihr näher war als je, "näher selbst als damals, da er sie auf den Strand getragen. "Leicht wie eine Wolke am Sommerhimmel und schwer wie eine Welt voll Liebe —". O, sie hatte es gut behalten!

Ihre Augen bligten in aufkommendem Übermut. "So, Sie wollen nun gehen, womöglich auf Nimmerwiedersehen. Wissen Sie auch, was in diesem Zimmer vor einiger Zeit geschehen ist? Es war gerade am Abend des Tages, wo man so schändlich mit Ihnen umging. Sehen Sie sich genau um! Spüren Sie nicht etwas?"

"Japanisch", stammelte er. "Wunderschön, diese Satsumavase . . . und dies hier ist wohl ein Utamoro oder ein Hiroshige? Aber . . ."

"Ja, aber fühlen Sie nicht, daß ein schlechter Geruch im Zimmer ist? So nach ranzigen Gefühlen? Schnupfern Sie mal! Riecht es nicht nach dem Schweiß eines häßlichen, dicken Mannes, der mir — mir! — von Liebe stammelt, der bittet, droht und verspricht, und alles gleich ekelhaft? Riecht es nicht nach Vorbed?"

Er fuhr zusammen, wie unter einem unvermuteten Schlag. "Vorbed?", grölzte er auf. "Er wagte es? Er wagte es?"

"Ja, denken Sie, er erlaubte sich das." Ihre Stimme wurde leiser, lockender, sie wurde girrend und schmelzend: "Was hätten Sie getan, wenn Sie dazu gekommen wären?"

Aus leuchtender Brust rangen sich die Worte: "Ich glaube, ich hätte ihn niedergeschlagen, diesen Menschen."

Da ging Jutta die wenigen Schritte, die sie noch von ihm trennten, und blieb dicht vor ihm stehen. "Und mit welchem Recht?"

Georg Dollingen sah sie an, zum erstenmal in dieser Stunde sah er sie voll an. Ihre goldbraunen Augen schimmerten dicht vor ihm zwischen dem blonden Haarvorhang. Ihr Mund wölbte sich ihm entgegen. Seine Züge entspannten sich läch. In seine Augen kam ein tiefes Leuchten.

"Weil ich dich liebe", sagten seine Augen. "Weil ich dich liebe", sagte nun auch sein Mund. "Weil ich dich liebe . . ."

Als sie eine Weile in seinen Armen gelegen hatte — und er hielt sie zart und vorsichtig, wie einen sehr wertvollen, sehr zerbrechlichen Gegenstand — fragte sie ihn unter Küssen, lachend und weinend vor Glück: "Und nun haust du unser Haus?"

"Es soll das schönste werden."

"Und andere Häuser?"

"Immer neue."

"Ganze Straßen?"

"Ganze Städte."

"So ist es recht." Sie lehnte sich an ihn und machte sich ganz klein. "Ich will nämlich furchtbar stolz auf meinen Mann sein können."

Ehe er etwas entgegnen konnte, ging eine Tür auf, die Matte teilte sich und Reinhold stand im Zimmer.

Er schien gar nicht zu bemerken, wie sie auseinander fuhren, ging auf Georg zu und sagte mit seiner reservierten Höflichkeit: "Herr Dollingen, nicht wahr? Es freut mich, daß ich endlich das Vergnügen habe. Ich erwarte Sie schon lange."

Jutta sah ihren Vater an und begriff plötzlich, daß er längst alles gewußt hatte, daß er sich vielleicht viel mehr um sie gesorgt hatte, als sie je ahnen würde. Sie verstand mit einem Male, daß seine Rätsel sich alle mit seinem Wesen verklärten und daß er ein Meister des Lebens war — nur eben auf seine Art.

Sie griff rasch nach seiner Linken, und da während ihrer Überlegung die Hand ihres Vaters noch begrüßend in Georgs Hand lag, hielten sie einander nun zu dritt wie Verbündete und gegen das Leben verschworene: der "bekannte Sammler und Wissenschaftler", der junge Architekt und Jutta, die nichts war, als ein Mädchen . . .

— Ende! —

Frühlingsfreude.

Kinder spielen vor den Toren,
Tummeln sich im gelben Sand.
Alte schauen traumverloren
In der Ferne Wunderland . . .
Lieber schwingen durch die Lüfte,
Kleiner Vöglein Jubelsang.
Zauberfüße Blumendüfte
Rosen schmeichelnd Stirn und Wang.
Lachen, Liebe, neues Leben
Keimt und blühet fern und nah.
Frühling, Dank sei dir gegeben,
Daß du endlich, endlich da!

Karl Frits Illmer.

Frühjahr — Zeit der Regenbogen.

Von Bruno S. Bürgel.

April und Mai — das ist ein ständiger Wechsel von Sonne und Regen. Ofters als in irgend einer sonstigen Jahreszeit zeigt sich in diesen Monaten am Himmel die wunderbare Erscheinung des Regenbogens. Daß dieses leichte, duftige Gebilde uns die größten Geheimnisse des Sternerraums erschließen half, hebt es an Wichtigkeit über den Reiz eines bloßen Naturschauspiels hinaus und führt den Geist zu tieferen naturwissenschaftlichen Problemen.

Die "Brücke der Engel" — so heißt im Volksmärchen der Regenbogen. Iris, die Götterbohin der Griechen, schritt auf diesem bunten Wollensieg nieder zu den Menschen, umrauscht von Regen und Hagelschlag, umzudt von den Blinen, die Verhaßtes schleuderte. Die Bibel spricht von dem bunten Band als dem Bogen Gottes, den er als Zeichen des Friedens mit der Menschheit, nach dem Schrecken der Sintflut, in die Wolken gesetzt habe, und so finden wir in allen mythischen Vorstellungen, selbst bei primitivsten Naturvölkern, den Regenbogen erwähnt, ein Zeichen dafür, wie stark diese reizvolle Erscheinung die Phantasie der Menschen beschäftigte.

Aber das naturwissenschaftliche einseitige Empfinden des Menschen unserer Tage verlangt für alles eine nüchterne Erklärung. Die bunte Götterwelt Griechenlands ist versunken; wir fragen nach Ursache und Wirkung.

Das weiße Sonnenlicht besteht, wie wir wissen, aus allen farbigen Lichtstrahlen zusammengekommen. Nur dieses Licht aber einen Körper durchdringen, der den Zusammenhang der Farben stört, so wird statt des weißen Lichtes ein buntes Strahlenbündel sichtbar; die "Regenbogenfarben" erscheinen. So kommt das bunte Gemitter im Brillanten am Fingerringe zustande, so das reizende Farbenspiel des Tautropfen, der im Frühmorgenschein am Grashalm hängt. Bemalt man einen Kreis mit den Regenbogenfarben rot, orange, gelb, grün, blau, violett, und versetzt ihn in schnelle Rotation, so mischen sich für das Auge diese Farben und der Kreis erscheint (allerdings nur wenn schöne, reine Farben verwendet wurden und der Kreis hell erleuchtet wird) weiß. Will man sich die Brechung des Lichtes im Tautropfen, im Brillanten oder Glasprisma durch ein Gleichnis klar machen, so kann man die Regenbogenfarben mit verschieden geschulten Pferden vergleichen, die ein Hindernis nehmen sollen. So lange sie auf ebenem Boden dahineilen, laufen sie alle gleich schnell, das Gespann bleibt beieinander. Sobald sie über das Hindernis springen, geht der Zusammenhalt in die Brüche; die Gänge brechen nach verschiedenen Seiten aus. So bildet auch der Körper, den das weiße Sonnenlicht durchheilen muß, ein Hindernis, und der Lichtstrahl löst sich auf in seine Bestandteile, eben in die Regenbogenfarben.

Wenn es vor uns aus abziehenden Gewitterwolken regnet, und hinter uns, wie es ja oft vorkommt, die Sonne scheint, so sehen wir vor uns, immer der Sonne gegenüber, die bunte Engelsbrücke zum Wolkenreich aufsteigen. Das Sonnenlicht muß die Millionen winzigen Wasserfugeln der Regentropfen durchdringen und wird beim Durchgang durch diese Körperchen in das bunte Band aufgelöst. Das ist leicht einzusehen. Weit schwieriger aber ist es, sich klarzumachen, weshalb denn nun nicht einfach ein bunter, breiter Schein oder Streifen entsteht, sondern eben die bekannte, kreisrunde Bogenbrücke. — Wer in der Frühe über eine betaute Wiese wandert, sieht die Tautropfen in allen Regenbogenfarben glimmern. Da erscheint der eine Tropfen wundervoll rubinrot, der andere glänzt grün wie ein Smaragd und ein Dritter goldgelb, einem orientalischen Topas gleich. Manche Tropfen aber, obgleich sie ebenfalls im Sonnenlicht stehen, zeigen gar keine Färbung. — Ändert man nun ein ganz klein wenig seinen Standort, neigt man den Kopf etwas nach der Seite oder nach unten,

so wechselt auch das Farbenpiel der Tropfen. Der rote erscheint gelb, der grüne blau, der eben noch leuchtende wird farblos, der farblose dagegen wird zu einem Rubin usw. Nur unter einem ganz bestimmten Winkel können die Tropfen farbiges Licht in unser Auge werfen, und auch die Farbe hängt ganz von diesem Winkel ab. Nicht anders ist es mit dem Regenbogen. Nicht all die Millionen Tropfen der Regenwand vor uns können uns den Regenbogen hervorzubringen, sondern nur die (im Kreis ringsum), die unter einem immer gleichbleibenden, bestimmten Winkel Strahlen in unser Auge werfen. Sie allein sind für uns wirksam, sie allein bilden den bunten Kreisbogen der Engelsbrücke.

Es gibt da aber auch sehr verzwickte optische Gesetzmäßigkeiten, mit denen wir freilich hier den Leser nicht langweilen dürfen, und die noch allerlei Nebenregenbogen erzeugen. Sehr häufig sieht man zwei solcher Brücken am Himmel, eine helle, eine ganz blass. Ich selbst habe einmal über der Ostsee nicht weniger als fünf Regenbogen gesehen, allerdings waren nur drei geschlossene Bögen, die anderen waren Teilstücke.

Immer befindet sich der Regenbogen der Sonne gegenüber. Die Sonne, unser Kopf und der Regenbogenmittelpunkt bilden eine gerade Linie. Darum ist es selbstverständlich, daß zur Mittagzeit, wenn die Sonne hoch steht, der Regenbogen am kleinsten ist. Bei Sonnenuntergang dagegen haben wir einen riesigen Regenbogen. Diese kleinen physikalischen Gesetzmäßigkeiten werden zuweilen von Künstlern vernachlässigt, die uns eine solche bunte Engelsbrücke auf Gemälden darstellen.

Millionen und aber Millionen Menschen aller Zeiten und Völker haben das bunte Regenbogenband, das Farbenpiel des Lautreifens, die leuchtenden bunten Flecke an der Wand, die der Sonnenstrahl erzeugt, wenn er einen geschliffenen Koral, ein Glasprisma durchfließt, das als Zierat an einer Ampel hina. Niemand vermutete, daß dieses bunte Farbenpiel uns einst die größten Geheimnisse des Sterntraumes erschließen würde. Unser ganzes modernes Wissen über die Beschaffenheit der fernsten Sterne, über ihr Werden und Vergehen baut sich auf die Untersuchung der Regenbogenbänder, die wir auf den Sternwarten mit mächtigen Instrumenten aus dem Licht der Sonne und der Sterne erzeugen. Der Engländer Wollaston entdeckte im Jahre 1802 in dem Farbenband, das entsteht, wenn man einen Sonnenstrahl durch ein Glasprisma laufen läßt, dunkle Linien. Der Münchener Physiker Fraunhofer erkannte schon, daß diese Linien auch in dem Licht der hellsten Sterne wiederkehren, und Kirchhoff und Bunsen in Heidelberg lösten endlich das Rätsel, indem sie nachwiesen, daß diese Linien auch in den Flammen irdischer Stoffe auftreten und abhängig sind von der Natur des leuchtenden Körpers. Damals entstand die Wissenschaft der „Spektralanalyse“. Man erkannte, daß die Linien in den Regenbogenbändern der Sonne und der Sterne uns verraten, welche Stoffe dort glühen; man vermochte festzustellen, daß es die nämlichen Stoffe sind, die den Erdball zusammensetzen, daß das ganze Weltall aus einheitlicher Materie aufgebaut ist.

Heute haben wir genaueste Kenntnis von all diesen Dingen, wissen über Vorgänge auf Sternen Bescheid, die schier unendlich fern von uns ihre Bahn ziehen. Wer hätte das zur Zeit Kopernikus für möglich gehalten! — So hat Iris, die Botin der Götter, der der Regenbogen geweiht ist, wirklich aus dem Himmelsraum Kunde gebracht von Geheimnissen, die die Weisen Griechenlands nicht einmal den Göttern angetraut hätten.

Kragenknopf und Perle.

Von Till Kaiser-Wiederstein.

„Nein, mein Herr, das ist ausgeschlossen“, sagte er entschieden, „ich kann nicht.“

Er war ein sehr selbstbewußter Kragenknopf und tat stets gewissenhaft seine Pflicht. Im übrigen aber ließ er sich nicht zu Dingen kommandieren, die nach seinem sachmännischen Ermessen unmöglich schienen. Doch die zwei energischen Hände loderten sich keineswegs. Sie waren scheinbar anderer Meinung und versuchten es jetzt mit aller Gewalt. Nämlich, ihn durch ein lächerlich kleines Härteverleiftes Frackhembentknochen zu zwingen. „Nein“, knirschte er, empört über die konstante Hartnäckigkeit der unvernünftigen Hände. „Nein!“ Und blitzschnell machte er einen Luftsprung und duckte sich hinter den Toilettenspiegel. — „Guck“, wisperte da das kleine flügelnde Stimmchen einer Perle dicht neben ihm. „Wie haben Sie mich erschreckt! Ich bin ganz außer Fassung.“

„Beruhigung“, dienerte er höflich und — „Sie gestatten, Jakob Hornbein.“

„Sehr erfreut, sehr erfreut.“ Dabei dachte sie aber: „Idiot, mich so plump zu überraschen.“ Laut und verbindlich jedoch fuhr sie fort: „Nur bitte ich zu entschuldigen, daß ich fassungslos

ohne entsprechende Toilette Ihren Besuch empfangen; mein Goldhammerkostüm ist mir zu weit geworden. So zeige ich mich eigentlich nie in Gesellschaft; ich finde, man verliert sein Ansehen.“

„Das dürfen Gnädigste von sich aber nicht behaupten“, sagte er artig, denn er war wohlgezogen und im Verkehr mit Damen stets galant. „Wenn man einen so wunderbar edlen Schimmer und eine so herrlich vollendete Form hat, ist man auf Außerlichkeiten absolut nicht angewiesen.“

„Ja“, hauchte sie, „gewiß, ich bin echt.“ — (Dabei lag sie nicht, denn sie war es wirklich. Sie kamnte sogar aus Ceylon.)

Es hätte ihr allerdings hundertmal mehr geschmeichelt, von einem blühenden Diamanten oder einem Kavaliere ihres Standes die angenehmen Komplimente zu hören. Aber was konnte sie in dieser unfreiwilligen Zurückgezogenheit viel verlangen! — Auf jeden Fall wurde sie mal ein bißchen hochmütig und fragte so von oben herab: „Was sind Sie von Beruf, Herr Hornbein?“

„Kragenknopf.“

„So, so“, sagte sie etwas geringschätzig. Eigentlich wußte sie nicht recht, von welcher Art diese Position war; denn um alles was Arbeit anbetraf, hatte sie sich in ihrem vornehmen Dasein noch nie gekümmert. Gleichviel: Etwas Bedeutendes konnte er seinem Aussehen nach zu urteilen nicht sein. Das wollte sie ihn fühlen lassen. —

Und sie begann aus ihrem Leben zu erzählen. Von rauschenden Festen, Bewunderungen und gefeierten Triumphen, glanzvoller höfischer Pracht und Herrlichkeit.

Er hörte still zu. Seine nüchterne Natur verstand nicht, daß ein Dasein Befriedigung finden konnte, wenn es nur mit eiteln Dingen, leerer Noblesse und hohlem Pomp ausgefüllt war. Ihre Prahlerei machte deshalb auf ihn keinen Eindruck. Aber es war etwas Anderes, Persönliches da, das ihn an ihr interessierte. Etwas Rätselhaftes, das von ihr ausging und das ihn in eigentümlicher Weise gefangen nahm. Ehe er sich recht versah, hatte er die Torheit begangen und sich gegen seinen Willen in sie verliebt. Und er brachte es auch gelegentlich in einem nicht mit Worten stehenden Kompliment höflich zum Ausdruck.

Aber von dem Moment an war sie noch um eine Nuance hochmütiger. Mit eifriger vornehmer Reserve, die jede Annäherung ablehnte, sagte sie nur:

„Sie bewundern mich, mein Lieber. Nun ja, was kann ich schon dagegen tun!“ — Dann plötzlich, um ihn auf irgend eine Art bloßzustellen, fragte sie spitz:

„Waren Sie überhaupt schon in bedeutenden Gesellschaften, auf einem Banquet oder dergleichen?“

„Dienlich.“

„Mein Gott, Sie Armer! Wie erbärmlich! Arbeiten, wenn alle Welt sich vergnügt!“

Nun war er aber etwas ärgerlich. „Erbärmlich!“ Das war denn doch zuviel. Ein rechtschaffener Kragenknopf ließ auf seinen ehrbaren Beruf nichts kommen. Und in einem Ton, den sie noch nicht gehört hatte, sagte er: „Ein Mann liebt eben seinen Beruf.“ Dann hauchte er sich in Schweigen. —

Die Zeit verrann, und ein feiner Staub wob um die beiden seinen leichten grauen Schleier. Sie nahm dies mißbilligend wahr. Abern konnte sie es nicht, so sehr sie auch jammerte und lamentierte, und allmählich wurde sie kleinlaut und still. — Ob sie dann nie mehr zurückfinden würde in den Glanz und Luxus der Welt? Vielleicht durch ihn? Er hatte doch da draußen einen Beruf. Er mußte doch sicher wieder zurück. — „Wenn ich weniger abweisend gewesen wäre —“ oder „Ob er nicht noch einmal —“, so grübelte sie nun und plagte sich mit Selbstvorwürfen. Sie versuchte mit ihrem Schimmer den grauen Mantel zu durchdringen, erneut seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wenn er ihr nur noch ein einziges freundliches Wort schenken wollte, konnte noch alles gut werden.

Aber er schwieg. Er hatte überwunden. Er sah sie grau und unscheinbar werden und dachte, „Nein, beinahe hätte ich die größte Torheit meines Lebens begangen.“ —

Da gab es einen fühlbaren Ruck; der Toilettenspiegel wurde verschoben und mit seiner Rückseite einem Fenster zugekehrt. Der Kragenknopf blinzelte in einen goldenen Sommertag und mit wunderbarer Lebendigkeit fühlte er wieder alle Ströme der Außenwelt auf sich eindringen.

„Hier, ein Kragenknopf“, sagte eine helle menschliche Stimme. Eine Hand befreite ihn aus seiner eingeklemmten Lage und legte mit einem Wesen unverkennbar ein unscheinbares graues Staubkügelchen die Tiefe eines klaffenden Spaltes.

Scherz und Spott

Bergebene Liebesmüh.

Professor: „Leider sind viele der Studentinnen keineswegs in dem erforderlichen Ausmaß tüchtig und erreichen nicht das Ziel der Hochschule.“ — Studentin: „Ja, ich weiß. Ich habe auch schon gehört, daß viele selbst an der Universität keinen Mann finden.“

Neue Bücher

* „Schwester Maria“, Roman von Jean Paart. (Verlag Oswald Mucke, Leipzig.) Der Verfasser will an dem Schicksal einer Familie und insbesondere der Helden, einer jungen Professorentochter, zeitgeschichtl. Entwicklung aufzeigen. Der große Krieg bildet den Hintergrund des Geschehens, aber nicht als das gewaltige Erlebnis, das die Menschen unmittelbar beeindruckt und seelische Wandlung vorbereitet, sondern als Thema für politisch-weltanschauliche Auseinandersetzungen, denen eine eigentliche künstlerische Gestaltung fehlt. Die Handlung selbst bleibt blaß, den Episoden mangelt organische Bindung, die Personen sind ohne bluthaftes Eigenleben nur Mittler von Gedanken und Betrachtungen. Daß das Buch nicht die Bedingungen eines Zeitromans erfüllt, mag der Verfasser selbst empfunden haben, denn er gibt ihm halbwegs die Gliederung eines Bühnenstücks; allein dramatischem Wesen werden die langen Reden und Bekenntnisse noch weniger gerecht. Dazu erscheint auch die Betrachtung etwas einseitig, wenngleich Menschenliebe und pazifistischer Versöhnungswille des Autors als ehrliches Bemühen anzuerkennen ist.

* F. Schröngahamer-Heimdal: „Alle guten Geister“, Spulgeschichten. (Liter.-Inst. Haas u. Grabherr, Augsburg.) Zahlreiche rätselhafte Erscheinungen und Begebenheiten sind in diesem interessanten Buche gesammelt. Eine gruselige Lektüre, aber durch Schröngahamers meisterhafte Formkunst so trefflich dargestellt und gemischt serviert, daß sich auch die schwächsten Nerven ohne Bedenken daran wagen können.

* Curt Gebauer: „Geistige Strömungen und Sittlichkeit im 18. Jahrhundert“. (Volkserband der Bücherfreunde, Neuwieser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) Gebauer hat das Geistesleben und die Sittlichkeit des 18. Jahrhunderts aus den Quellen studiert. Ausgerüstet mit einer imposanten Stoffkenntnis verfolgt er die Wandlungen der Moral, des Lebensstils, die bürgerliche Sittenreform bis zur Ethik Kants und Goethes. Die Einrichtung des Bürgerhauses und das Leben an den Fürstenhöfen werden ebenso durch eine Fülle interessanter Einzelzüge illustriert, wie die Entwicklung des sozialen Bewußtseins und des persönlichen Selbstgefühls. So erfüllt das Buch auch den wichtigen Zweck einer grundlegenden geschichtlichen Vorbereitung für die Vertiefung in den Geist des klassischen Zeitalters.

* „Männer gegen Tod und Teufel“, Lebensschicksale von 21 großen Ärzten, von Rudolf Thiel. (Verlag Paul Neff, Berlin.) Versammelt sind in diesem Buch die großen Pionier der Medizin. Die alten Doktoren von Paracelsus bis Pettenkofer! Sie kochten gegen Tod und Pestilenz, gegen Finsternis und Aberglauben, gegen Menschen und Dämonen, gegen unsichtbare Gifte, immer mit dem Einsatz ihrer ganzen Existenz. Sie vollbrachten ihre Taten unter Widerständen, die wir heute kaum begreifen können, sie errangen ihre Siege unter Qualen, wie sie wenige Entdecker der Eroberer durchmachen mußten. Sie waren besessen von der Sucht des Fortschritts und Erkennens, sie gaben ihren Vorteil, ihre Karriere, ihre Ehre preis, wenn es galt, ein gequältes Menschenkind zu retten. Sie werden hier geschildert, so lebendig, so menschlich, so gegenwärtig wie ihr Dasein war. Ihr abenteuerliches, oft tragisches Schicksal wird jeden Menschen packen und erschüttern.

* „Eros im Stachelbraut“. 17 Liebes- und Lebensläufe von Hans Otto Henel. (Fadelreiter-Verlag, Hamburg-Bergedorf.) Schon im 11.-20. Tausend liegt jetzt dieses Buch vor, dessen vor einigen Jahren erschienene erste Auflage schnell vergriffen war. Welchen Einfluß hat der Weltkrieg auf die Frau ausgeübt, auf die Geliebte und Geliebten des Mannes und die Mutter kommenden Geschlechters? Das wissen nur wenige. Mancher hat es wohl erfahren, aber schon wieder vergessen. In der Umwälzung, die das Liebesverhältnis zwischen Mann und Weib durch den Weltkrieg erfährt, lag die Wurzel für unzählige Tragödien. Hans Otto Henel, dem Autor von „Eros im Stachelbraut“ wurde erst kürzlich ein Literatur-Ehrenpreis vom Rat der Stadt Leipzig verliehen, der alljährlich anlässlich des Tages des Buches vergeben wird.

* Richard Zahnle: „Von der Menschen Art und Unart“. (Verlag Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig.) Das Büchlein gibt eine Fülle von Erkennt-

nissen und Lebensweisheiten in knapper, aphoristischer Form. Seinem Thema gemäß läßt es auch kritische und satirische Seitenhiebe nicht vermissen, doch die Ironie ist niemals Selbstzweck einer geistvollen Bosheit, sondern als Erziehungsmittel gedacht. Auf Fehler und Schwächen hinzuweisen, durch Nachbesserung zu bessern, das ist der Sinn der kleinen, fugen und anregenden Schrift. Hinter der Kritik leuchtet doch ein Glaube an das Gute, seine Beobachtungen zeugen von echter, tiefer Menschlichkeit. Das Ganze ist nicht lehrhaft nach seelischen Bezirken eingeteilt, sondern aus der Erfahrung bunt hingestreut und daher von frischer Unmittelbarkeit des Eindrucks.

* Schalom Asch: „Die Kinder Abrahams“, Romane aus Amerika. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Dieses neue Buch von Schalom Asch führt in die Welt der Einwanderer, die in Amerika, dem „brodelnden Schmelztiegel“, festen Fuß zu fassen und dabei doch ein Stückchen Eigenleben zu bewahren sucht. Was daraus an eigenartigen Konflikten und Situationen entsteht, das hat der Dichter mit künstlerischer Zartheit in feingetönten, von wärmster Menschlichkeit erfüllten Bildern wiedergegeben. — Die Titelnovelle schildert in humoristisch-parodistischem Bibeltone, wie die Einwanderer aus den finsternen Wäldern Europas in einem der jungfräulichen Gebiete Amerikas das „Gelobte Land“ entdecken, sich dort festsetzen und zu Pionieren der Zivilisation werden. — Die „Chance“ ist die Geschichte des ewigen Traums vom großen Reichtum. — Der „Mann mit den zwei Frauen“ ist die außerordentliche Geschichte einer Doppelheirat und ihrer tragikomischen Verwicklungen. — Liebe zu kleinen Menschen und tiefer, lebensnaher Humor beselen diese meisterhaften Schilderungen.

* Charlie Chaplin: „Lichter der Großstadt“ von Arnold Höllriegel. (Verlag E. P. Thal u. Co., Wien.) Den jüngsten Film Charlie Chaplins, der nun auch in Wiesbaden aufgeführt und gebührend gewürdigt wurde, hat Arnold Höllriegel, der den Filmkünstler in Hollywood kennenlernte, zum Vorwand genommen, den künstlerischen Ausdruck eines für unsere Zeit bedeutungsvollen Menschen, den Zusammenhang zwischen seinem Schaffen und seiner privaten Persönlichkeit zu schildern, was aufs Beste gelungen ist.

* Dr. Siegbert Tarraß: „Das Schachspiel“. Systematisches Lehrbuch für Anfänger und Geübte. Mit zahlreichen Diagrammen. (Verlag Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H., Berlin.) Dr. Tarraß, der weltberühmte Meister, wendet eine völlig neue Methode an, und zwar die, mit der die Mutter dem Kinde das Sprechen beibringt. Er fängt mit dem Anfänger gleich zu spielen an, indem er ihm einfache Stellungen vorführt und an ihnen die Grundregeln des Schachspiels erläutert. Dabei erlernt der Schüler das Schachspiel, wie Proben dargelegt haben, ganz leicht, es wird ihm ja „spielend“ beigebracht, wobei man immer vom Leichteren zum Schwereren fortschreitet und der Schüler schrittweise lernt. Dies ist der für den Anfänger bestimmte Elementarteil. Auch in den folgenden Abschnitten ist Dr. Tarraß in Anordnung und Durchführung ganz originell. Andere Lehrbücher behandeln nach den Anfangsgründen die einzelnen Eröffnungen, erläutert an Partien, und die sogenannten Endspiele. Dr. Tarraß macht es umgekehrt: er fängt mit den Endspielen, in denen ja nur wenige Steine vorkommen, an, weil es für den Ungeübten viel leichter und übersichtlicher ist, sich mit wenigen Elementen abzugeben, als mit allen 32 Schachsteinen. Nach den Endspielen bringt Dr. Tarraß einen Teil, der in anderen Lehrbüchern völlig übergangen wird, weil man ihn nicht lehren könne, der aber gerade der wichtigste Teil der ganzen Schachpartie ist, nämlich das Mittelspiel. Hier führt er die unendliche Mannigfaltigkeit der Schachkombinationen auf gewisse, immer wiederkehrende Typen zurück und lehrt die Schüler an ungefähr 300 Beispielen das Kombinieren.

* Albert Halbert: „Die verkommene Ehe“. (Verlag Bindemann u. Söhne, Berlin-Lichterfelde.) In außerordentlich reizvoller Form kleidet Halbert seine ernsten Gedanken. Er gibt ein Spiegelbild unserer Zeit und läßt im Anschluß an jedes Kapitel die Ehe selbst sprechen. — Schildert also eigenartige, gebogene oder gebrochene Ehen, die den Beweis erbringen, daß letzten Endes der leidende Teil der epidemischen Ehescheidungen das Kind ist. Das ist der rote Faden des Buches: Die Ehe ist das stärkste Heimatsgefühl, ist die heiligste menschliche Angelegenheit, doppelt heilig ist sie oder müsse sie sein, wenn Kinder dieser Ehe entstammen.